

Magdalene Frettlöh

FÜR-DANK

Eine Predigt (nicht nur) zum Erntedankfest

I.

„Du hättest wenigstens ‚danke‘ sagen können.“ Wem von uns, liebe Gemeinde, ist dieser Satz nicht schon des Öfteren über die Lippen oder zumindest in den Sinn gekommen?! Wie selbstverständlich rechnen wir ja damit, dass jemand, dem wir zu Hilfe gekommen sind, etwas Gutes getan oder ein Geschenk gemacht haben, sich dafür bei uns bedankt. Der *Dank* – das ist doch die mindeste Form der Anerkennung, die uns jene schulden, denen wir eine Wohltat erwiesen haben! Sind wir darum nicht zu Recht enttäuscht, wenn der Dank ausbleibt oder wenn er weit hinter der Gabe zurückbleibt? „Was, das war der ganze Dank ...?“ „Das hat er dir aber schlecht gedankt.“ „Und

das ist nun der Dank dafür!“

Was uns irritiert und manchmal auch zurückhaltend macht in unserer Freigebigkeit, ist aber keineswegs nur der

fehlende oder zu gering ausfallende Dank. Überschwänglicher Dank, ein „Wie soll ich dir das jemals danken?!“ oder „Ich werde dir auf ewig dankbar sein“ kann uns peinlich berühren. Flüchtig oder unterkühlter, freud- und lustloser Dank verdirbt uns noch im Nachhinein die eigene Freude am Schenken. Betont jemand eigens, er sei „*aufrichtig* dankbar“ oder sie handle aus „*reiner, purer* Dankbarkeit“, werden wir den Verdacht kaum los, dass da

noch ganz andere Motive mit im Spiel sind. Und auch wenn wir den Dank der andern gern höflich abweisen mit einem „Nichts zu danken!“ – es ändert nichts an der Tatsache, dass das Danken *obligatorisch* zu unserem alltäglichen Geben und Nehmen und allemal zum Schenken dazu gehört. „Danke“ ist ein Grundwort unserer Alltagskommunikation und Dank die Gegengabe schlechthin. Im angemessenen Danken zeigt sich die *Gegenseitigkeit* unserer Beziehungen. Für Empfangenes zu danken, ist mehr als eine Konvention. Ein „*Dankeschön*“ macht unser Leben buchstäblich schöner.

II.

Dass wir uns jedoch mit dem, was so selbstverständlich ist, gleichzeitig so schwer tun, dass sich gerade mit dem Danken so viele Enttäuschungen und Verbitterungen verbinden bis hin zum Abbruch von Beziehungen – das sollte uns zu denken geben. Dass es gar nicht so einfach ist, beim Danken den rechten Ton, das rechte Maß, den rechten Zeitpunkt und die rechte Geste zu finden, könnte ja auch ein Hinweis darauf sein, dass die Dankbarkeit selbst keine über allen Zweifel erhabene Tugend ist, dass ihr vielmehr eine tiefe *Ambivalenz* eignet: „Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen“, sagt Denis Diderot in „Rameaus Neffe“. „Dankbarkeit, Dankeschuld, das sind die schlimmsten Handschellen“, lesen wir in John Steinbecks „Jenseits von Eden“. „Dankbarkeit ist ein klebrigmittelmäßiges Gefühl“, wird Karl

Lagerfeld zitiert. Zur Dankbarkeit verpflichtet, Dank schuldig zu sein – das belastet und kann Menschen gnadenlos aneinander ketten. Kein Wunder, dass man manchmal nur „danke“ sagt, um die Dankbarkeit endlich loszuwerden.

Aber worin bestehen die Fesseln der Dankbarkeit, aus denen wir uns durchs Danken zu befreien suchen? „Was du nicht mit Geld bezahlen kannst, *bezahle* wenigstens mit Dank.“ Oder: „Dank ist eine schmale *Zahlung*.“ Und: „Undank ist der Welt *Lohn*.“ Gerade unsere deutschen Sprichwörter zum Danken sind verräterisch; sie sprechen die Sprache des *Marktes*: Wir schulden Dank, rechnen und zahlen mit Dank. Wer eine Wohltat annimmt, macht sich schuldig. Der Dank fungiert als *Zahlungsmittel*, mit dem die Schuld beglichen wird. Zwischenmenschliche Beziehungen verkommen zu *Tauschbeziehungen*. Im Wohltatenwarentausch wird Dankbarkeit zur fesselnden Verpflichtung und schwer erträglichen Schuldenlast. „Man hüte sich vor jedem, der einem dankbar sein muß“, warnt Rolf Hochhuth in seinem Roman „Alan Turing“. Denn alles, was der tut, könnte auf das Konto der Pflicht oder der Berechnung oder gar der Vergeltung gehen. Friedrich Nietzsche hat in „*Menschliches, Allzumenschliches*“ den „Act der Dankbarkeit [...] eine mildere Form der Rache“ genannt und das Danken damit innerhalb der Logik und Praxis der Vergeltung angesiedelt. Wer dankt, zahlt heim. Wer dankt, revan- chiert sich.

Unsere deutschen
Sprichworte zum
Danken sind
verräterisch; sie
sprechen die Sprache
des Marktes.

Auch das ist uns ja durchaus vertraut: zu danken, weil wir einander nichts schuldig bleiben, keine Verbindlichkeiten haben, nicht abhängig sein wollen von der Großzügigkeit anderer oder ihren gönnerhaften Gestus nicht länger ertragen. Wer eine Wohltat annimmt, gibt sein Angewiesensein zu, erscheint nicht länger autark, zeigt Bedürftigkeit, ja Schwäche. Diesen Makel gilt es mit der Gegengabe des Dankes wettzumachen. Gaben, die wir nicht erwidern können, beschämen und demütigen uns erst recht. Das Gefälle, die Hierarchie, die mit jedem Geben und Nehmen aufkommt, versuchen wir darum mit dem Dank auszugleichen, um den Gebenden nicht untergeben zu sein, vielleicht auch, um sie nun ihrerseits uns zu verpflichten. So halten manche Dankbarkeit für den geheimen Wunsch, nur noch mehr zu bekommen.

Dankbarkeit und Dank bereichern und vergiften die zwischenmenschliche Kommunikation, sie bewirken Anerkennung und Demütigung, sie zollen Respekt und höhlen Vertrauen aus, sie können unseren Alltag charmant und hässlich machen, selbstlos und berechnend sein. Ohne Dank droht die Gegenseitigkeit unserer Beziehungen auf der Strecke zu bleiben, durch den Dank läuft sie Gefahr, zum Warentausch zu verkommen. Gibt es einen Ausweg aus diesem Dilemma?

III.

Wer sich mit dieser Ambivalenz des Dankens von Mensch zu Mensch Rat suchend an die Bibel wendet, macht eine überraschende Entdeckung: Es gibt in beiden Testamenten *keine einzige Aufforderung* zur Dankbarkeit gegenüber den Mitmenschen und nur jeweils zwei mehr oder weniger eindeutige Belege für zwischenmenschliches

Danken überhaupt. Das bedeutet nun aber keineswegs, dass Menschen zu biblischer Zeit untereinander nicht Anlass zur Dankbarkeit gehabt hätten. Es genügt ein Blick in die Korrespondenz des Apostel Paulus, um das festzustellen. Alle seine Briefe sind, mit sprechender Ausnahme eines einzigen, in ihrer Einleitung voller Dank für seine Gemeinden: dafür, dass es sie gibt, für das, was ihm Gutes über sie zugetragen wird, und für das, was sie ihm bedeuten und was sie für ihn getan haben. Aber Paulus *adressiert* seinen Dank an *Gott*. Das biblische Danken ist ein *Gott-sei-Dank!* Auch wenn dieser Dank *für* andere *Menschen*, ihr Dasein und Sosein, ergeht, abgestattet wird er *Gott allein* – und zwar so, dass die Betreffenden, in diesem Fall die paulinischen Gemeinden, ihn *mithören* bzw. *mitlesen* können. Sie sind *mitangesprochen* bei dem, worin Paulus Gott im Blick auf sie zu danken hat. *Undankbar* kann ihnen der Apostel darum keineswegs erscheinen, auch wenn er *ihnen* gerade nicht dankt.

Das biblische Gott-Danken ist *Für-Dank*. Wir kennen die *Fürbitte* und praktizieren sie in jedem Gottesdienst. Es wird Zeit, dass wir auch den *Fürdank* kennen- und beten lernen. Exemplarisch sei die Danksagung zu Beginn des Briefes an die Gemeinde in Philippi erinnert:

„(2) Gnade (*charis*) euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus!

(3) Ich danke (*eucharisto*) meinem Gott, wann *immer* ich euer gedenke,

(4) jedes Mal in *allem* meinem Gebet für euch *alle* –

mit *Freuden* tue ich das Gebet,

(5) im Blick auf eure Gemeinschaft am Evangelium vom ersten Tag an bis heute ...“

IV.

Im Dank, der *eucharistia*, gibt Paulus die Gnade, die *charis* Gottes, an Gott zurück. Kann *charis* selbst schon Dank heißen, so ist *eucharistia* mehrwertige, angereicherte *charis*, angefüllt mit dem, was Gottes Gnade selbst in den Gemeinden bewirkt hat, voller zwischenmenschlicher Erfahrungen des Wohlwollens, der Güte, des Miteinander-Teilens der guten Gaben Gottes, voller Anmut und Schönheit ...

Im Danken kehren die Gaben Gottes *verwandelt* zu Gott zurück. Als *eucharistia* ist der Dank selbst eine *Gabe* göttlicher *charis*, und darum nichts, was unserem eigenen Vermögen entspringt, keine menschliche Eigenleistung. Die sich aus Gottes *charis* speisende *eucharistia* ist – auch am Anfang des Briefes an die Christen und Christinnen in Philippi – *unaufhörlich* und *uneingeschränkt*. Sie gilt allezeit für alle.

„Dem Dankbaren“, so hat Dietrich Bonhoeffer im Sommer 1940 geschrieben, „wird alles zum Geschenk, weil er weiß, daß es für ihn überhaupt kein verdientes Gut gibt. Er unterscheidet

darum nicht zwischen Verdientem und Unverdientem, zwischen Erworbenem und Empfangenem, weil in seinen Augen auch das Erworbene Empfangenes, das Verdiente Unverdientes ist.“

Das beständige „Gott sei Dank“ hält Apostel und Gemeinde in einer gemeinsamen Gottesbeziehung zusammen. Kurzschlüssige private Tauschverhältnisse zwischen Gott und einzelnen Menschen sind damit ebenso heilsam

Es gibt in der Bibel keine einzige Aufforderung zur Dankbarkeit gegenüber den Mitmenschen.

Das biblische Danken ist ein Gott-sei-Dank!

unterbrochen wie der zwischenmenschliche Warentausch von Gabe und Dank. Gerade weil wir Gott nie genug danken können – verdanken wir doch Gott *alles*, was wir sind und haben

und was uns andere zukommen lassen –, können und müssen wir mit unserem Dank an Gott nichts quitt machen. Die Dankbarkeit des Apostels ist darum kei-

**Rufen wir ein
Moratorium für
zwischenmenschliche
Dankbarkeit aus:
Sieben Wochen
ohne Dank!**

ne pflichtgemäße Abstattung von Dankeschulden, sondern eine ausgesprochen *freudige* Angelegenheit. Ist schon die Gnade, die *charis* selbst das, was Freude weckt, dann lässt sich die *eucharistia* förmlich als das verstehen, was dem anderen Freude macht. Danken heißt, „den andern in seiner Freude wollen“ (H.-G. Gadamer). Wer „Gott sei Dank“ sagt, will, dass (auch) Gott sich freut. Dieses Danken, das auf die Freude der Bedankten zielt, ist selbst ein freudiges und durch und durch freiwilliges Tun und damit weit davon entfernt, eine unerträgliche Schuldenlast und fesselnde Verpflichtung zu sein.

Gewiss, auch der an Gott gerichtete Dank kann missbraucht werden, wo er erneut zur Forderung wird, sei es als selbstauferlegtes „Ich *muss* doch dankbar sein!“, sei es als Keule anderer: „Du solltest *Gott* auf Knien danken dafür, dass ich so gut zu dir bin.“ Dieser „Für-Dank“ ist wohl die schlimmste Perversion der *eucharistia*. Auch das „Gott sei Dank“ hat seine *Grenze* und braucht seine *Kriterien*. Es muss sorgfältig geprüft werden, was eine gute Gabe Gottes ist, die uns freudigen Dank entlockt. Die Aufforderung „Seid dankbar in allen Dingen“ (1 Thess 5,18), heißt keineswegs, dass wir alles als gottgegeben hinnehmen müssen, dass

alles, was uns widerfährt, gleichgültig ist. Jedes „ich muss“ oder „du sollst“ raubt der *eucharistia* die *charis*, dem Dank die Anmut. Anmutig ist allein der Dank, der sich aus Gottes *charis* ergibt, niemals der erzwungene, der eingeklagte Dank. Die Psalmen sind voller (Selbst-)Aufforderungen zum Gott-Danken, aber es ist allein die Anmut Gottes, die uns „bezwingt“, dankbar zu sein, weil wir auf sie nicht nicht antworten können.

V.

Dass es in der Bibel nicht weit her ist mit dem zwischenmenschlichen Danken – diese Beobachtung entbindet uns von der allzu selbstverständlichen Erwartung, dass andere Menschen uns dankbar sein müssen für das, was wir für sie getan haben, und von der Verpflichtung, uns immer (gleich) für alles und jedes bedanken zu müssen. Das heißt ja keineswegs, dass wir überhaupt darauf verzichten sollen, *einander* dankbar zu sein. Im Licht des „Gott sei Dank“, der *eucharistia*, wäre neu über ein *anmutiges* Danken von Mensch zu Mensch nachzudenken. Aber tun wir den zweiten Schritt nicht vor dem ersten. Begnügen wir uns vielmehr für einige Zeit mit dem „Gott sei Dank“. Geben wir dem „Nichts zu danken“ untereinander statt! Rufen wir ein *Moratorium* für zwischenmenschliche Dankbarkeit aus: *Sieben Wochen ohne Dank!* Nicht „aufrichtig dankbar“ sein, sondern aufrichtig auf Dank zu verzichten, darauf, ihn zu erwarten und ihn zu geben. Das könnte unser alltägliches Geben und Nehmen wie unser Schenken von einer *reaktionären* Dankpraxis, vom vergeltenden Danken, von Dankeschuld und Dankespflicht befreien. Gerade unsere menschlichen Nahbeziehungen würden so von einem hohen Erwartungsdruck entlastet und

in vielen Fällen wohl auch ehrlicher werden.

Zugegeben: ein „Gott sei Dank“ anstelle des üblichen zwischenmenschlichen „danke“ irritiert unsere Kommunikation: „Dank sei Gott, dass Sie sich Zeit für mich nehmen.“ „Dank sei Gott für die Einladung.“ „Dank sei Gott, dass es dich gibt.“ ... Aber nähmen wir damit nicht nur beim Wort, was uns ohnehin im Alltag öfter „rausrutscht“, wenn auch meist unbedacht? Irgendwie ist dieses floskelhafte, stoßseufzerartige „Gott sei Dank“ doch mehr und anderes als ein „Zum Glück, dass ...“ und „Es hätte noch viel schlimmer kommen können!“ Das „Gott sei Dank!“ lässt uns eingedenk sein, dass wir einander nichts *geben* können, was wir nicht zuvor selbst *empfangen* haben. So verstanden ist es ein *Bekennnis* zu Gott, der Schöpferin und dem Geber aller guten Gaben, wie wir es eben gesungen haben: „Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn, drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt und hofft auf ihn.“

„Im Dank“, so hat der Religionsphilosoph Georg Picht formuliert, „geben wir uns selbst aus der Hand.“ Wem aber können wir uns bedenkenloser in die Hand geben als Gott? Dank ist also zuerst und zuletzt keine Frage von Pflicht und Schuldigkeit, sondern von *Vertrauen*. Gott sei Dank!



Magdalene Frettlöh

Privatdozentin für Systematische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum.